

Die Kirche und ihre Fernstehenden

Seit Jahren wächst die Zahl der Christen, die sich nur mehr wenig, oft gar nicht mehr am Leben der Pfarrgemeinden beteiligen. Ihre Bindung an die Kirche nimmt ab, ohne daß sie es zu einem völligen Bruch kommen lassen. Sie bleiben Mitglieder der Kirche, identifizieren sich aber nur teilweise mit ihr. Wie ist diese Situation zu deuten? Wie soll sich die Kirche verhalten?

Zu diesen Fragen gibt es bereits eine Reihe gewichtiger Stellungnahmen, so das Dokument des Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom Jahr 1977 „Religiös ohne Kirche?“ oder das Eröffnungsreferat Kardinal Joseph Höffners bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 1979 in Fulda „Pastoral der Kirchenfremden“. Jetzt befaßte sich der Limburger Bischof Wilhelm Kempf mit seinem Brief zur Fastenzeit 1981 „Für euch und für alle“ mit diesem Thema. Er wendet sich sogar ausdrücklich an die „sogenannten Fernstehenden“ unter den Katholiken. Seine Überlegungen sind aller Beachtung wert, insbesondere die Methode der Situationsanalyse, das Verständnis der „Fernstehenden“ und das Bild der christlichen Gemeinde in unserer Zeit.

Bei der Situationsanalyse fällt auf, wie sachbezogen die Fragen gestellt und die Antworten formuliert werden. Der Brief versucht aufzuzeigen, wie die verschiedenartigen Gruppen der Kirche sich selbst sehen und wie sie einander beurteilen. Er nennt eine Reihe von Gegebenheiten in der Gesellschaft, die heute das Christsein und das Gemeindeleben erschweren. Diese Gegebenheiten sind bekannt und tauchen in fast allen kirchlichen Texten zum Thema mehr oder weniger ausführlich auf. Bemerkenswert, ja ungewohnt ist das Bemühen in diesem Brief, die Wirklichkeit vorurteilslos zur Kenntnis zu nehmen. Hier wird nicht angeklagt und verurteilt. Das erste Ziel ist, Fragen und Erwartungen der Mitchristen kennenzulernen, mit den eigenen Erwartungen zu vergleichen und so miteinander ins Gespräch zu kommen.

Als „Fernstehende“ spricht der Limburger Bischof vor allem diejenigen an, „die sich der Kirche innerlich nicht völlig entfremdet haben, aber aus den verschiedensten Gründen am Leben der Kirche und der Gemeinde nur selten oder gar nicht teilnehmen“. Er legt Wert darauf, diesen Begriff differenziert zu gebrauchen. Er betont, daß die Unterscheidung zwischen Praktizierenden und „Fernstehenden“ unscharf ist und daß die Grenze keineswegs eindeutig und schon gar nicht ein für allemal gezogen werden kann. Ein Kernsatz heißt: „Die unterschiedliche Nähe oder Ferne zur Gemeinde, wie sie nun einmal ist, mag man in etwa bestimmen können. Es steht uns aber kein Maßstab zur Verfügung, um festzustellen, wer Jesus Christus und seiner Botschaft näher oder ferner steht. Diese Nähe aber ist

entscheidend.“ Der Brief spricht deswegen immer nur von „sogenannten“ Fernstehenden. Die Christen, die dem konkreten Leben der Kirche kritischer oder in Distanz gegenüberstehen, sollen nicht einfach als „Fernstehende“ diskriminiert und damit abgeschrieben werden. Sie sollen erfahren, daß sie mit ihren Schwierigkeiten und Vorbehalten in den Gemeinden angenommen sind.

Der Limburger Bischof entwirft daher das Bild einer christlichen Gemeinde, die allen Katholiken Lebensraum gibt. Er spricht von der Versuchung vieler Gemeinden, sich selbst in den Mittelpunkt zu rücken und zu meinen, sie dürften alle ablehnen, die sich nicht in diesem Rahmen bewegen. Er ruft die Gemeinden auf, sich um Gesprächs- und Lernbereitschaft zu bemühen und die Ziele und Anliegen auch derer zu verstehen zu suchen, die gegen die Kirche und ihre Institutionen Vorbehalte haben. Es gehe dabei keineswegs um eine bloße Rückkehr von verlorenen oder ausgewanderten Mitchristen in eine intakte Gemeinde. Oft müßten die Verantwortlichen einer Gemeinde ihr eigenes Fehlverhalten ändern, müßten selbst umkehren und sich auf einen neuen Anfang besinnen. Das Ziel ist eine Kirche, die sich der Vielfalt der Menschen, ihrer Sorgen und Initiativen öffnet.

Mit anderen Worten: Es gibt verschiedene Möglichkeiten gelebter Kirchenmitgliedschaft. Alle befinden sich in einer Weggemeinschaft, in der alle hinter dem Anspruch des Glaubens zurückbleiben, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Da man von äußeren statistischen Daten oder von der Identifikation mit der amtlichen Kirche allein nicht auf die Intensität des Glaubens und des Christseins schließen kann, darf nicht eine einzige Form von Kirchlichkeit als die allein maßgebende angesehen werden. Die Verschiedenartigkeit des christlichen Engagements von einzelnen und von Gruppen darf nicht eingeebnet werden. Sie ist ein Zeichen des Reichtums, nicht der Schwäche. Einheit darf nicht mit Einheitlichkeit verwechselt werden.

Das Dokument des Zentralkomitees sprach von einer „Pastoral der konzentrischen Kreise“. Diese Formel sollte einen Alles-oder-Nichts-Standpunkt abwehren, der das Wirken der Kirche auf die Kerngemeinde der entschiedenen Christen beschränkt. Sie wurde jedoch hie und da mißverstanden, als ob sie die institutionell verfaßte Kirche allein als die Mitte bezeichnete, die Nähe oder Distanz bestimmt. Die Zielvorstellung des Limburger Bischofs heißt: „Differenzierter Aufbau der Gemeinde.“ Dieser Begriff macht deutlich, daß das traditionelle, primär vom kirchlichen Amt her geprägte Gemeindemodell heute nicht mehr genügt, sondern daß die Voraussetzungen für eine größere innerkirchliche Vielfalt geschaffen werden müssen. Damit wird ein Weg gewiesen, auf dem die Kirche in unserer pluralen Gesellschaft neue Glaubwürdigkeit und neue Lebenskraft gewinnen kann.

Wolfgang Seibel SJ